

Über die Grundlagen der Sozialpädagogik Pestalozzis

Autor(en): **Natorp, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1903)**

Heft 1

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-789210>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über die Grundlagen der Sozialpädagogik Pestalozzis.

Rede gehalten zur Pestalozzifeier in Zürich, 4. Januar 1903,

von

Paul Natorp,

Prof. der Philosophie an der Universität Marburg.

Wir sind versammelt zur Feier Pestalozzis. Womit aber könnten wir ihn würdiger feiern als damit, dass wir sein Gedächtnis in uns wiederbeleben, dass wir von neuem uns vor Augen stellen, was er seinem Zeitalter gewesen ist, was er uns ist, was er in alle Zeit denen bleiben muss, welchen die Sache am Herzen liegt, der er sein Leben geweiht: die Sache der Volksbildung, der Menschenbildung.

Der Gang seines Lebens, die Grundlinien seiner Persönlichkeit sind durch die genauen Forschungen von Morf, Hunziker, Seyffarth u. a. bis zu hoher Präzision herausgearbeitet. Dazu wüsste ich im Augenblick nichts Beträchtliches beizusteuern. Näher liegt es mir, zur tieferen Erforschung des Gehalts seiner Ideen einen Beitrag zu liefern. Und ich denke, dass Sie das nicht für etwas Nebensächliches halten werden. In den Ideen liegt zuletzt die echtste Kraft einer grossen Persönlichkeit. Kein wahrhaft grosser Mensch, der nicht ein echter Wahrheitsforscher war. Macht ohne Wahrheit hat keinen Bestand; sie fällt in sich zusammen, wenn der die Augen schliesst, der sie übte, wenn sie nicht gebaut war auf den Grund der Wahrheit. Wer aber Pestalozzi preisen und von seiner Wahrheitsforschung schweigen würde, der würde an ihm selbst den schärfsten Gegner haben. Schon früh (in den Briefen an Zinzendorf) fordert und sucht er die „allgemeine Theorie der echten Menschenführung“; er sieht ein, dass Philosophie, dass die Übung „die Sachen auf den Grund zu erforschen“ dazu gehört. Er will (in der Denkschrift „Die Methode“), wie nur irgend ein Philosoph, seine Sätze nur auf „vollständige Überzeugung“, auf „unwidersprechliche Vordersätze“ gründen. Und wenn er allerdings seinen „Erfahrungsgang“ von eigentlicher Philosophie unterscheidet und gewissermassen ihr entgegengesetzt, so überzeugt er sich in

eingehenden Unterredungen mit Fichte von der wesentlichen Übereinstimmung der Resultate dieses seines Erfahrungsganges mit denen der tiefsten Philosophie seines Zeitalters, der Philosophie Kants, und darf daher, (in der Vorrede seiner theoretischen Hauptschrift, „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“) aussprechen, dass auch in diesem seinem Erfahrungsgang einiges „philosophisch begründet“ klar geworden sei, was auf irgend einem andern Gang nicht leicht zu der gleichen Klarheit hätte gebracht werden können. Sein ganzes Wirken war ihm ein Forschen. Wiederholt hat er seine Anstalt selbst als Experimentalschule bezeichnet. Also erfasst man nicht sein Lebenswerk, wenn man nicht auf die Ergebnisse seiner Forschung mit allem Ernst einer wissenschaftlichen Prüfung eingeht. Dazu also möchte ich mein Scherflein darbringen und gleichsam als frommes Opfer an seinem Denkmal niederlegen.

Zwei Grundideen sind es, in denen sich die Summe seiner Forschungen zusammenfasst. Die eine ist die Idee der Elementarbildung, das heisst die Einsicht, dass alle menschliche Bildung sich aus schlechthin einfachen und ersten Grundelementen in lückenloser Stufenfolge, und zwar so aufbauen müsse, dass der Stufengang der Bildung in jeder besonderen Richtung mit dem Stufengange in jeder andern der wesentlichen Grundrichtungen des Menschentums an sich übereinstimmt, ja im letzten Gesetzesgrund eins ist, also auch tatsächlich im Gange der Erziehung muss in Übereinstimmung gebracht werden können; dass der rechte Gang der Verstandesbildung von Haus aus in gesetzmässiger Übereinstimmung steht mit dem rechten Gange der Willensbildung, indem beide sich vereinigen in dem Dritten, das er stets unmittelbar neben jenen beiden nennt: der Arbeitsbildung, der Bildung durch Arbeit zur Arbeit.

Der andere Leitgedanke ist: dass die so auf ihr wahres Fundament gegründete Erziehung zuteil werden müsse dem ganzen Volk und zu allererst seiner untersten Schicht: den armen, auf ihrer Hände Arbeit angewiesenen Klassen. Und zwar war dabei, nach der damaligen sozialen Lage, wie er sie in seiner nächsten Umgebung vorfand, vorzugsweise gedacht an das Arbeitervolk der kleinen Hausindustrien auf dem Lande.

Dies scheint nun etwas Zufälliges, für die hohe Absicht einer allgemeinen Theorie der Menschenbildung, wie er sie doch im Auge hat, gar nicht Wesentliches. Und doch muss es jedem, der sich mit Pestalozzi ernstlich beschäftigt, auffallen, wie er von seinen frühesten Versuchen auf dem Neuhof an sozusagen bis zum letzten Atemzug nicht müde wird, diesen Bezug seiner Erneuerung der Erziehung auf die Emporhebung der untersten Volksklassen, und zwar als einen grundwesentlichen Zug des Gesamtbildes der Volkserziehung, das ihm vor der Seele stand, her-

vorzuheben. Würde man aus dem Bilde Pestalozzis diesen Zug streichen oder ihn auch nur zurückstellen, so würde wenigstens er selbst sich darin nicht wiederfinden, er würde das Bild verzeichnet, unwahr geschönt finden. Er kann es aber beanspruchen, dass man ihn lässt, wie er ist, auch wenn man etwa möchte, dass er anders gewesen wäre.

Dann aber muss man doch fragen, wie denn jene beiden Grundideen in seinem Geist zusammenhängen?

Die Antwort scheint zunächst leicht. Der schlichtesten menschlichen Lage, den primitivsten Umständen und Bedürfnissen entspricht nur die schlichteste, primitivste, mithin elementarste Bildung. Für das Nächste ist zuerst zu sorgen; das nächste Bedürfnis des Menschen aber ist, dass er lebt, dass er sein Brot hat; und da es ihm niemand schenkt, da er es sich selbst erwerben muss, so hat also seine Bildung diesen seinen nächsten Zweck des simplen Broterwerbs auch zuerst ins Auge zu fassen, und also sich auf die primitivsten Anfänge vorerst zu beschränken, die mit diesem beschränktesten Zweck allein vereinbar sind.

Diese Antwort ist nicht erschöpfend; aber sie ist richtig, soweit sie reicht. Sie ist von Pestalozzi selbst oftmals gegeben worden; aus diesem Gesichtspunkt hat er wiederholt die äusserste Vereinfachung, die „allerhöchste Simplifizierung“ der Bildung gefordert. Er ist tatsächlich aus keinem andern als diesem Bestreben zuerst darauf geführt worden, die Volksbildung auf ihre „allerersten Anfangspunkte“, wie er sagt, zurückzuführen. Es heisst bisweilen geradezu, die Erziehung soll den Armen nicht etwa über seine Lage emporheben, sondern ihn für seine Lage -ausrüsten; man müsse den Armen zur Armut erziehen. Denn auch der Allerelendeste sei „unter allen Umständen fähig zu einer alle Bedürfnisse der Menschheit befriedigenden Lebensart zu gelangen“; dagegen ihn allgemein über seine Lage emporzuheben, sei nicht tunlich.

Wie denn? Soll also der Elende im Elend bleiben, und soll die Erziehung am Ende gar dazu mithelfen, ihn an sein Elend recht festzuketten, indem sie ihn lehrt, sich darin sogar wohl zu fühlen? — Das wahrlich ist seine Meinung nicht. Vielmehr mit der ganzen Empörung seiner heissen Menschenliebe geisselt er die Wirkung der Industrie, dass sie den Menschen, indem sie ihn in die Dienstbarkeit der Maschine zwingt, selbst zur Maschine erniedrigt; dass sie ihn bloss braucht „um ein Rad zu treiben, das einen stolzen Bürger emporhebt“; als ob nicht eine Seele in ihm lebte, die „mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet“.

Aber er sieht zugleich, dass die Entwicklung [zur Industrie sich, einmal begonnen, nicht mehr zurückschrauben lässt, dass ihre weitere

und weitere Entfaltung „weniger nichts denn unbedingte Notwendigkeit“ ist. Und da einmal der Arbeiter allen Schaden des Fabriklebens schon trägt, so soll er auch an ihren Vorteilen seinen vollen Anteil erhalten. Es muss also die Industriearbeit selbst als ein Mittel zur Höherhebung des arbeitenden Volks benutzt, sie muss selbst in den Dienst der Erziehung gestellt werden; sie wird dann, dem höheren, sittlichen Zweck untergeordnet, das Menschenerniedrigende, das ihr jetzt anhaftet, verlieren und dadurch veredelt werden. Der Übergang von überwiegendem Landbau zu überwiegender Industrie fordert wesentlich erhöhte Volksbildung, wenn das arbeitende Volk auch nur die gleiche Lebenshöhe innehalten, wie viel mehr, wenn es an der durch diesen Wechsel allgemein gesteigerten Kultur seinen vollen, gerechten Anteil mitbekommen soll. Das hat als einer der ersten Pestalozzi erkannt; und wir sehen es ja heute noch ungleich deutlicher vor Augen, wie die industrielle Entwicklung im Maschinenalter die Ansprüche an die allgemeine Volksbildung gewaltig gesteigert und auf einen völlig anderen Fuss gebracht hat. Pestalozzis Zeit stand erst in den Anfängen dieser Entwicklung, und auf diese Anfangslage sind seine Reformen zunächst zugeschnitten; sie sind schon deshalb nicht ohne alle Änderung auf unsere heutige Lage übertragbar. Damals war es unbedingt notwendig, den Armen zunächst als Armen ins Auge zu fassen, und Sorge zu tragen, dass er auch in allem Elend seiner Lage doch nicht ganz entmenschet, dass wenigstens das, was von menschlicher Bildung in seiner erniedrigten Lage ihm noch zu retten war, gerettet werde.

Aber darum haben doch nicht die Grundsätze Pestalozzis etwa nur für seine Zeit Bedeutung. Sie beanspruchen eine streng allgemeine, unabänderliche Geltung für alle Zeitalter. Und gerade in diesen Grundsätzen ist für Pestalozzi die Beziehung fest gegründet, zwischen der Elementarform der menschlichen Bildung und der Elementarform der menschlichen Gemeinschaft, sowie andererseits zwischen der bis zur höchsten Höhe entfalteten Bildung und der bis zur höchsten Höhe entfalteten Gemeinschaft.

Das also ist erst die tiefere Antwort auf unsere Frage: In den Elementen liegt, hier wie dort, die höchste Kraft. Die Elemente, es sind die Fundamente; es sind die Keime, aus denen alle höheren Gestaltungen erspriessen; ihre Pflege fordert daher die höchste Sorgfalt, ihre Erkenntnis die tiefgrabendste Forschung. Das erst ist der letzte Zusammenhang zwischen Pestalozzis Idee der Elementarbildung und der bevorzugten Anwendung, die er ihr gab auf die Bildung des niedersten Volkes, in

dessen schlichtem, häuslichem Arbeitsleben er die Urform der menschlichen Gemeinschaft dargestellt fand.

Damit sehen wir uns nun unmittelbar hingeführt auf jene Grundansicht von der Erziehung, die man heute mit dem Namen der Sozialpädagogik bezeichnet, auf die Grundüberzeugung, dass Bildung ganz und gar Gemeinschaftssache, Gemeinschaft Bildungssache ist; dass der Mensch zum Menschen nur wird in und durch menschliche Gemeinschaft, umgekehrt eine menschliche Gemeinschaft sich nur aufbaut durch eine ihr gemässe Bildung ihrer Glieder bis zum letzten herab. Daraus folgt ja unmittelbar, dass die Elemente der Bildung zu den Elementen der Gemeinschaft, die allseitige Entfaltung der Bildung zur allseitigen Entfaltung der Gemeinschaft in genauer, gesetzmässig tief begründeter Beziehung stehen muss. Indem wir dies als die, alle Seiten seiner Erziehungstheorie verbindende und harmonisch vereinende Grundidee Pestalozzis nachweisen, werden wir eben damit die Grundlagen seiner Sozialpädagogik nachgewiesen haben.

Sachgemäss gehen wir aus von der Idee der Elementarbildung, als deren blosser Erweiterung vom Standpunkt des Individuums zu dem der Gemeinschaft sich seine Theorie des sozialen Lebens erweisen wird.

Die Elemente, sagte ich schon, bedeuten die Fundamente. Die Elementarbildung heisst auch Grundbildung, die Anfangspunkte der Bildung auch Fundamentalpunkte.

Er findet den allgemeinen Ursprung dieser Elemente, was zunächst die Intellektbildung angeht, in der „allgemeinen Grundlage unseres Geistes, vermöge welcher unser Verstand die Eindrücke, welche die Sinnlichkeit von der Natur empfangen hat, in seiner Vorstellung zur Einheit, d. i. zu einem Begriff auffasst“.

Oft bezeichnet er die Gesetze der Bildung als Gesetze eines „physischen Mechanismus“. An beiden Wörtern, „physisch“ und „Mechanismus“, kann man Anstoss nehmen, und man hat ihn genommen. Aber „Mechanismus“ soll nach seiner ausdrücklichen Erklärung nichts anderes bedeuten als „Ordnung aller Anschauungen in Reihenfolgen und deren Ineinandergreifen zu wechselseitiger Unterstützung“. Also nichts als die Notwendigkeit, in der eins aus dem andern folgt, und das zweckvolle Ineinandergreifen wie von Teilen einer Maschine, ist die Grundlage der Vergleichung mit einem „Mechanismus“. „Physisch“ aber sagt nichts mehr als natürlich, gesetzmässig. Er setzt „Natur“ gleich „wirkliche Wahrheit“. Auch ist es keine andere „Natur“ als die des menschlichen Geistes, um die es sich dabei handelt. Da allein hat

er von je die „Grundlage“ der Menschenbildung gesucht. „Auf welchem Weg, auf welcher Bahn werde ich dich finden, Wahrheit, die mein Heil ist und mich zur Vervollkommnung meiner Natur emporhebt? — Im Innern meiner Natur ist Aufschluss zu dieser Wahrheit. Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn. Darum wird die Wahrheit, die rein aus dem Innersten unseres Wesens geschöpft ist, allgemeine Menschenwahrheit sein, sie wird Vereinigungswahrheit zwischen den Streitenden, die bei Tausenden ob ihrer Hülle sich zanken, werden.“ So erklärt er in der „Abendstunde“, das heisst lange vor aller möglichen Berührung mit Kantischer oder gar Fichtescher Philosophie. Und in der Denkschrift „Die Methode“: „Dies Gesetz des physischen Mechanismus wirbelt (d. h. konzentriert) sich um ein höheres, es wirbelt sich um den Mittelpunkt deines ganzen Seins, und dieser bist — Du selbst“.

Schon die „Nachforschungen“ sind ganz davon erfüllt, dass der Mensch als sittliches Wesen „Werk seiner selbst“ ist. Sittlichkeit, Religion ist in ihrem Wesen „nichts anderes als das innere Urteil meiner selbst von der Wahrheit und dem Wesen meiner selbst. Es ist nichts anderes als der göttliche Funke meiner Natur, meiner Kraft, mich selbst in mir selbst zu richten, zu verdammen und loszusprechen. — Dem Gesetz, das er sich selbst gab, unterworfen, unterscheidet sich [der Mensch von allen Wesen“. — In diesem Sinne behauptet er aufs stärkste die absolute Individualität des Sittlichen: „Sittlichkeit ist ganz individuell, sie besteht nicht unter zweien. Kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin, kein Mensch kann für mich fühlen: Ich bin sittlich“.

So hat Pestalozzi, wie einst Sokrates und Plato, am Sittlichen zuerst und in ganzer Deutlichkeit das Grundgesetz der Autonomie des Selbstbewusstseins begriffen. Aber er überträgt sie dann mit vollem Bewusstsein auf das Gebiet des Intellekts: „Alles, was ich bin, alles, was ich will, alles, was ich soll, geht von mir selbst aus. . . Sollte nicht auch meine Erkenntnis von mir selbst ausgehen?“ Er beschreibt die Entfaltung aller menschlichen Bildung aus dem Mittelpunkte des Selbstbewusstseins durch den Vergleich vom Wachstum des Baumes: „Ahme es nach, dieses Tun der hohen Natur, die aus dem Kern des grössten Baumes zuerst nur einen unmerklichen Keim treibt, aber dann durch ebenso unmerkliche als täglich und stündlich fliessende Zusätze zuerst die Grundlage des Stammes, dann die der Hauptäste, und endlich die der Nebenäste bis an das äusserste Reis, an dem das vergängliche Laub hängt, entfaltet“. — So tragen die Resultate der „physischen Notwendigkeit“ doch das Gepräge der Freiheit und Selbständigkeit,

und kann man statt Mechanismus, „wenn man lieber will“, auch Organismus sagen.

Und wie Plato und wiederum Kant besonders am Mathematischen diese Ursprünglichkeit und Selbsteigenheit der Erkenntnis klar geworden ist, so hat auch Pestalozzi sie ganz besonders darin hervorgehoben. Jede Linie, jedes Mass, erst dann auch: jedes Wort ist „ein Resultat des Verstandes, das von gereiften Anschauungen erzeugt wird und als Mittel zur progressiven Verdeutlichung unserer Begriffe muss angesehen werden. Auch ist aller Unterricht in seinem Wesen nichts anderes als dieses“ (nämlich progressive Verdeutlichung unserer Begriffe), „seine Grundsätze müssen deshalb von der unwandelbaren Urform der menschlichen Geistesentwicklung abstrahirt werden“. — In Zahl, Form und Wort legt die Methode „die Fundamente des menschlichen Wissens unbedingt und in ihrer ganzen Fassung“, heisst es in der Pariser Denkschrift (1802). Und hier ist es, wo er ganz besonders die mathematische Grundlage betont: „Indem die Methode in Zahl und Form von der absoluten Einheit ausgeht und von Einheit zu Einheit und nie weiter vorschreitet, indem sie das Alphabet der Anschauung organisirt, hat sie das Fundament der Mass- und Zahlverhältnisse, das im menschlichen Geiste eines und ebendasselbe ist, auch im Unterricht innig vereinigt, und indem sie dieses getan, das Anschauungsvermögen der menschlichen Natur zu einer Kunstkraft erhoben, durch welche notwendig die Anlagen des menschlichen Geistes unermesslich gestärkt, erweitert und, ich möchte sagen, eigentlich vervielfacht werden. Indem sie die Anschauungskraft unserer Natur mit Adlersflügeln in das Gebiet der Einbildungskraft erhob und dadurch dieser wesentlichen Kraft unseres Geistes auf der tabula rasa des Kindes einen neuen, einen unermesslichen, einen noch nie gekannten Spielraum erteilt, stellt sie das gefährliche Schweifen dieser Kraft mit eiserner Gewalt still, indem sie es an Formen kettet, die wesentlich mathematisch sind, und dem Schweifen der Einbildungskraft wie ewige, unerschütterliche Felsen im Wege stehen“.

Wenn Pestalozzi hier fort und fort von Anschauung und in dem letzten Zitat von Einbildungskraft, anderwärts von Sinnlichkeit redet, so bedarf diese Ausdrucksweise, die übrigens ganz und gar Kantisch ist, allerdings der Erklärung. So bestimmt aus allem hervorgeht, dass er unter Anschauung gerade ein Gestalten von innen her versteht, so gibt es andere Stellen, die immerhin den Schein erwecken könnten, als sei vielmehr ein blosses Entgegennehmen von aussen gemeint. Sogleich zwar liesse sich dagegen einwenden, dass dann ein „Alphabet“ der An-

schauung, welches nach seiner ausdrücklichen Erklärung „das Ganze aller möglichen Anschauungen“ umfassen soll, zu einem Widersinn wird; denn, was ich von aussen nur entgegennehme, nicht von mir aus gestalte, wie könnte ich das nach dem ganzen Umfang seiner Möglichkeiten voraus übersehen und auf sein Gesetz bringen. Aber, da er oftmals das Prinzip der Anschauung als das Fundament seiner ganzen Erziehungsansicht, ja die Anschauung als das absolute Fundament aller Erkenntnis bezeichnet hat, so verlohnt es wohl, der Sache noch etwas genauer nachzugehen.

Pestalozzi hat den Ausdruck „Anschauung“, soviel mir bekannt, zuerst in der Schrift über den Aufenthalt in Stans (1799) gebraucht; „Schauen“ gegenüber „Urteilen“ findet sich schon 25 Jahre früher in den Aufzeichnungen über die Erziehung seines Söhnleins (1774). Sonst heisst es etwa: recht sehen und recht hören lernen sei das erste; vom sinnlich Nahen müsse alle Bildung ausgehen, von dem, was nahe und zur Hand ist; von Sachen, nicht von Worten, vom Tun und „einfalten“, ruhigen, wort- und willenlosen Wahrnehmen, dem dann erst das Urteilen folgen müsse, denn jedes Urteil müsse das Resultat vollendeter Anschauung sein. Lässt sich das etwa so deuten, als habe er nur dasselbe ausdrücken wollen, was das alte Schlagwort sagt: Nichts sei im Verstande, das nicht zuvor in den Sinnen gewesen? Freilich, von dieser Voraussetzung sind Comenius, Locke, Rousseau und sozusagen alle ausgegangen; was in aller Welt wäre dann die grosse Entdeckung Pestalozzis?

Nein; sondern das ist die Meinung: Allerdings die Tat geht voraus, nämlich die Tat der hinschauenden Gestaltung des sinnlichen Gegenstandes, und es folgt erst nach die Besinnung auf das, was man tut, und auf das Gesetz, das man dabei befolgte. Jene Tat aber ist ganz unser. Jede Zahl, jede Linie, jedes Mass ist Resultat des Verstandes schon in der ursprünglichen Bildung unserer Anschauungen. Der Gegenstand hat weder Zahl noch Mass, weder Punkte, noch Linien, noch Figur, ehe wir sie ihm geben; indem wir nach den Gesetzen unseres Anschauens (die dann der Verstand auch abstrahiren und zu deutlichem Bewusstsein erheben kann) sie hervorbringen. Das ursprüngliche Erzeugen des Gegenstandes, seiner Zahl, seinen Massen, seinen Punkten und Linien, seiner Gestalt nach, und so fort, eben das ist die „Anschauung“, und das nachfolgende Bewusstsein dieses unseres eignen Tuns im Gestalten des Gegenstandes, das ist die eigentümliche Leistung des begrifflichen Denkens. Begriffe wie Einheit und Zahl, wie Punkt und Linie und bestimmte Gestalt könnten gar nicht aus unsern sinnlichen Wahrnehmungen herausgeholt werden, wenn sie nicht, ihrem Sachgehalt nach, in der ursprünglichen Gestaltung

dieser Wahrnehmungen von uns selbst wären hineingelegt worden. Sie werden aber herausgezogen, also müssen sie ursprünglich hineingelegt worden sein.

Und dass es in der Tat so ist, lässt sich vielfältig klar machen. Schon an sich, wenn wir uns fragen, was z. B. „eins“ ist, so erkennen wir bald, dass wir das gar nicht anders fassen und uns zu deutlichem Bewusstsein bringen können als von uns, vom Gesichtspunkt unserer Auffassung aus. „Eins“ ist der Wald und der Baum und der Ast und der Zweig und das Blatt und die Faser und die Zelle u. s. f., bis zum letzten, was nur Naturwissenschaft uns als im unteilbar einen Punkte des Raums vorhandenes Wirkliches nachweisen mag. Eins ist das Sandkorn und eins ist die Welt: was sagt denn das, dass alle diese so verschiedenen Dinge, alles was wir überhaupt nennen mögen, dieses selbige, nämlich eins ist? Was anders macht es zum einen, als dass wir es je in eine Betrachtung nehmen, dass, wie Pestalozzi genau richtig sagt, „unser Verstand“ (die Art, wie wir es verstehen!) es „in seiner Vorstellung zur Einheit, das ist zu einem Begriff auffasst.“ Und nichts als dieses selbe, auf den Raum, d. h. auf die ganze Mannigfaltigkeit letzter solcher Einsen bezogen, ist der Punkt; seine Fortsetzung, die Bewegung, den wir mit ihm, anschauend wie denkend, beschreiben, ist die Linie, und durch solche Linien verzeichnen wir, anschauend wie denkend, die Gestalten der Dinge, von denen wir sagen, dass wir sie sehen; willenlos allerdings, wortlos, ja urteilslos, wenn man unter Urteilen das reflektirte Beziehen des Einzelfalls auf die allgemeine Regel versteht. Aber das Fundament des Urteilens, die Grundlage des Verstehens liegt doch in diesem ursprünglichen Erzeugen des Gegenstands, das vom Zentrum unseres Blicks ausgeht und nur gleichsam im Stillstehen und Bewegen dieses Blicks Einheit und Mannigfaltigkeit des Gegenstandes, Punkt und Linie und Gestalt, und was wir nur am Gegenstand bestimmt auffassen, hervorbringt.

Dasselbe bestätigt dann in überwältigender Weise die physiologisch-psychologische Ergründung der Prozesse, in denen tatsächlich das Kind überhaupt erst sehen und allgemein wahrnehmen lernt. Was sollte wohl dies Lernen sein, wenn nicht ein Arbeiten des Bewusstseins, ein Festhalten, vielmehr Festlegen von Punkten, Linien und so fort; wie es denn auch die Psychologie der Wahrnehmungsprozesse Schritt um Schritt nachweist. Das Neugeborene weiss noch nicht einen Punkt in seinem Blick festzuhalten oder eine bestimmte Linie zu verfolgen, und uns steht mit jedem Augenaufschlag diese unerschöpflich reiche Bilderwelt fertig da, in den feinsten Linien und Linienbeziehungen, in den

kaum merklichen Änderungen verfolgbare. Welch ungeheurer Weg des Lernens muss zurückgelegt sein von jenem Anfangsstadium bis zu dieser Höhe, die doch jedes normale Kind in wenigen Jahren erreicht, denn mit vier, fünf Jahren etwa sieht es im ganzen, was wir sehen, frischer zumeist und schärfer, weil ihm diese ganze ungeheure Wissenschaft noch ein neuer und bis dahin sein weitaus wichtigster geistiger Erwerb ist, während für uns diese Stufe schon weit überwunden ist und wir meist mit ganz anderen Dingen zu tun haben; ausgenommen die wenigen Beglückten, die Maler, die das Vorrecht geniessen, in diesem Betracht Kinder bleiben zu dürfen, und die darum in den ästhetischen Himmel eingehen.

Ganz so hat Pestalozzi das nicht entwickeln können, weil er weder Kants Philosophie völlig durchdrungen hatte, noch auf die Sinnesphysiologie, wie sie in der Hauptsache erst das letzte Jahrhundert geschaffen hat, sich stützen konnte. Aber in der uns immer wieder überraschenden Tiefe seiner Intuition kommt er dieser Einsicht doch zum Erstaunen nahe; am offenbarsten in seiner Darstellung des Gewinns der Zahlbegriffe. Bekanntlich geht er hier von zählbaren Gegenständen aus. Das Kind lernt zunächst unter einfachem Hinzeigen: Dies ist ein Hölzchen, Steinchen und so fort, oder es sind 2mal eins oder zwei Hölzchen, Steinchen; nicht sogleich: Dies ist Eins, oder zweimal Eins oder Zwei. Aber indem es dann darauf hingelenkt wird, dass die Gegenstände immer wechseln, dagegen das Eins, zweimal Eins, Zwei u. s. f. immer bleibt und als das nämliche wiederkehrt, so „sondert sich im Geist des Kindes der Abstraktionsbegriff der Zahl, d. i. das bestimmte Bewusstsein der Verhältnisse des Mehr und Minder, unabhängig von den Gegenständen, die als mehr und minder dem Kinde vor Augen gestellt wurden, und so kommt das Kind dahin, die Striche (welche die Einheiten vertreten) nicht mehr bloss als einen Strich, zweimal einen Strich u. s. f., sondern bestimmt als Eins, zweimal Eins u. s. f. zu erkennen; die Einheit als solche, und als Teil einer Summe von Einheiten, die Summe wiederum als Einheit und Teil einer andern Summe u. s. f. ins Auge zu fassen, und solche Einheiten und Summen im Verhältnis gegen einander zu bestimmen.“ Wie aber wäre das möglich, diese „Verhältnisse“ so „unabhängig“ von den sinnlichen Gegenständen, doch von der Anschauung der sinnlichen Gegenstände aus zur Erkenntnis zu bringen, wenn nicht die darin sich ausdrückenden Denkfunktionen: die Setzung als eines, als eins und eins oder zweimal eins und so fort, in der Anschauung der sinnlichen Gegenstände selbst schon wirkend waren? Ohne die Wirksamkeit dieser Denkfunktionen wäre es ja gar nicht möglich gewesen, mit verstandenem Sinn auszusprechen: Dies ist ein Hölzchen, ein

Steinchen, und dies hier sind eins und eines oder zweimal eines oder zwei Hölzchen oder Steinchen.

Den Worten, sagt Pestalozzi, müssen vorhergehen die „bedeuteten Sachen“. Wie denn sind es die „bedeuteten“ Sachen (d. h. die, welche die Bedeutung der Worte ausmachen), wenn sie nicht verstanden sind als eben das, was die Worte sagen wollen? Also musste der Verstand des Einen, des zweimal Einen, und so fort, in der Anschauung von einem oder zwei Hölzchen oder Steinchen schon liegen. Also ist allerdings hernach nichts im puren, abstrahirenden Verstande, das nicht zuvor in der Anschauung der Sinne gewesen wäre; aber nur indem Verstand in den Sinnen selbst tätig war; nicht aber, wie der alte Spruch es meinte: als ob erst die Sinne ohne Verstand mit ihrer Verichtung fertig würden und dann der Verstand hinterdrein käme, um von dem, was so ohne ihn fertig geworden, bloss Kenntniss zu nehmen; was, wenn man es sich recht klar zu machen sucht, sich sofort als etwas ganz Widersinniges herausstellt. Der Verstand soll Begriffe aus der Anschauung herausholen, es sollen aber beileibe keine darin sein. Er soll etwas dabei und daraus verstehen, aber doch soll nur ja kein Verstand darin sein. Wie aus solchen Anschauungen je ein Verstand sich bilden sollte, das hat noch keiner erklärt und es ist auf ewig unerklärbar.

Vollends aber ist es so im Sittlichen, auf welches doch Pestalozzi seinen Begriff der Elementarbildung, sein grosses Gesetz der Entwicklung der Begriffe aus der Anschauung in vollem Umfang hat anwenden wollen. Wenn Sittlichkeit durchaus Selbstwerk, Selbsturteil des Menschen ist, wenn niemand für mich wollen, für mich das Bewusstsein der Sittlichkeit meines Wollens haben, wenn nur ich selbst mich in mir selbst sittlich verdammen oder lossprechen kann, welchen Sinn hätte es dann, dass die sittlichen Begriffe und Urteile irgendwie von aussen her aus gegebenen Wahrnehmungen herausgeklaubt werden sollten? Aber gerade in Hinsicht der sittlichen Erziehung hat doch Pestalozzi stets mit stärkstem Nachdruck die Anschauungsgrundlage, das Ausgehen von den „Realverhältnissen“ der Dinge, sein grosses Gesetz der „Nähe und Ferne“ der Gegenstände betont: dass von den „nächsten Verhältnissen“ unsere Bildung ausgeht und von da nur in schrittmässiger Erweiterung zu den ferneren und ferneren sich langsam erheben müsse.

Das glauben wir jetzt zu verstehen. Nur im engsten Kreise, nur in einer solchen Nähe zu ihm selbst, die es völlig übersieht und gleichsam ermisst, vermag das Kind die ersten, schlichtesten sittlichen Beziehungen, in die es eintritt, mit seiner kleinen Seele zu bewältigen. Aber indem es in diesem engsten Kreise, zunächst im Kreise der mütter-

lichen Sorgfalt um es, sich fest einlebt und ihn mit eigenen Kräften der Liebe und des bestimmten Wollens durchdringt, wächst allmählich diese seine selbständige Kraft, um wesentlich dieselben sittlichen Beziehungen dann weiter und weiter, aber stets nur schrittweis und in kleinen, völlig bewältigten Schritten auszudehnen.

Und hier sehen wir nun schon unmittelbar vor Augen das, was wir suchten: den gesetzmässigen Zusammenhang, ja die wesentliche innere Einheit des Bildungsganges des Individuums mit der Entwicklung der menschlichen Gemeinschaft. Denn Sittlichkeit, wie sehr immer individuell, bezieht sich doch immer auf das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch in menschlicher Gemeinschaft.

Auch ist dies in der Tat nicht der Willensbildung allein eigentümlich, sondern es erstreckt sich ebenso auf die Verstandesbildung, denn ebenso bildet sich der Verstand in der Gemeinschaft des Lehrenden und Lernenden. Aber allerdings und mit grösstem Recht hat Pestalozzi allzeit die Bildung des Willens in das Zentrum der menschlichen Bildung überhaupt gestellt. Die harmonische Entfaltung der Denk- und Willenskraft ist nur möglich durch Unterordnung der geistigen und physischen Bildung unter die sittliche. Verstandes- und Willensbildung vereinigen sich in der Bildung zur Arbeit, zum wirklichen Tun, wie Pestalozzi stets betont, am schönsten und tiefsten wohl in der letzten Bearbeitung von Lienhard und Gertrud ausgeführt und begründet hat. Die Arbeit aber und die Bildung zu ihr ist dabei stets gedacht als gemeinschaftliche, ja als das eigentliche Fundament der Gemeinschaft. Damit tritt sie schon von selbst unter die Herrschaft der sittlichen Gemeinschaftsbeziehungen. Hat er die Verbindung des Unterrichts mit der Industriearbeit oft einseitig betont, so dass mitunter das Lernen direkt als nebensächlich und untergeordnet erscheint, so erklärt sich diese Einseitigkeit aus dem soeben angedeuteten Zusammenhang, und sie wird zugleich im Prinzip wieder überwunden, wenn er doch andererseits den stärksten Nachdruck darauf legt, dass alles Äussere der Arbeit dem Inneren der menschenbildenden, der seelenerhebenden Zwecke untergeordnet werden müsse. Daraus folgt ja schon, dass die Arbeit, soweit sie sich dem Zwecke der Menschenbildung, der seelischen Erhebung vielmehr hinderlich als förderlich erweist, auch dem Kinde so viel als möglich erspart bleiben sollte. Er würde sich daher wohl nicht geweigert haben, anzuerkennen, dass für höhere Stufen der Entwicklung die allzu enge Verbindung des Lernens mit der physischen Arbeit und gar Unterordnung unter diese nicht ebenso

begründet ist, wie er sie für die unterste Stufe, die er an erster Stelle ins Auge zu fassen hatte, mit gutem Grunde forderte.

Die ganze Richtung seines Gedankens aber ist klar: Die beherrschende Kraft im Menschen ist der Wille; die Leuchte des Willens ist die Einsicht; beide aber entwickeln sich nur in der Tat, in der wirklichen Ausübung. Die Wahrheit der Einsicht und die sittliche Wahrheit des Willens erprobt sich im wirklichen Tun, und sie erprobt sich nicht bloss in ihm, sie erwächst ursprünglich aus ihm und wächst weiter mit ihm. Alles eigentlich menschliche Tun aber fügt sich in den Rahmen der menschlichen Gemeinschaft, entfaltet sich in ihr und dehnt sich mit ihr auf weitere und weitere Kreise aus. Es ist also in dem Stufengange seiner Entwicklung, welche die Entwicklung des Verstandes und Willens einschliesst, gänzlich gebunden an die Entwicklung der Gemeinschaft. Diese ist selbst direkt Ergebnis und Ausdruck der Entwicklung der sittlichen Kräfte des Willens; denn nur durch diese Kräfte besteht überhaupt eine menschliche Gemeinschaft. Zufolge jener wesentlichen, innerlichst begründeten Beziehung aber der intellektuellen und physischen Kräfte auf die Willenskraft, als die eigentliche Zentralkraft im Menschen, muss sich die Entwicklung der sittlichen Kraft auf jene ebenfalls erstrecken, und begreift also in harmonischer Einheit das ganze Wesen des Menschen, in seinen geistigen, sittlichen und physischen Kräften, in seiner ursprünglichen Individualität wie in seiner nicht minder wesentlichen, innerlich begründeten Beziehung zur Gemeinschaft.

Darum also geben die Grundlagen der Gemeinschaft auch die notwendigen Grundlagen für die Erziehung ab; darum ist die elementare Form menschlichen Gemeinschaftslebens, das Haus, die Familie, notwendig zugleich die Basis für die elementare Bildung, und zwar in jener idealen Einheit von Verstandes-, Willens- und physischer Arbeitsbildung, der Bildung von „Kopf, Herz und Hand,“ wie Pestalozzi gerne sagt; so wie er es in seiner Armenschule auf dem Neuhof angestrebt und in „Lienhard und Gertrud“ aus tiefster, in eigener Erfahrung erprobter Überzeugung dargestellt hat.

Hier finden wir uns nun schon im eigentlichen Zentrum seiner ganzen Ansicht von der menschlichen Bildung. Wir brauchen uns jetzt nur die bekannten Grundzüge seiner Lehre in die Erinnerung zurückzurufen, um sofort zu erkennen, wie sie alle von diesem Punkte aus ihre Beleuchtung erhalten, und sich nunmehr alles in eine strenge, vielseitig durchdachte Einheit fügt.

Stets unterscheidet er als die beiden Grundfaktoren der menschlichen Bildung: erstens die Natur des Menschen, zweitens seine Lage, seine „Verhältnisse“ oder „Umstände“, worunter wesentlich verstanden sind die engeren oder weiteren Gemeinschaftsbeziehungen des Menschen.

Durch Rousseau war ihm die Frage aufgegeben: Was hat die Natur in den Menschen gelegt, was dagegen machen aus ihm die Umstände, was hat der „Mensch aus dem Menschen gemacht“ (das heisst: die sozialen Beziehungen)? Scharf und klar tritt Pestalozzi der einseitigen Meinung Rousseaus entgegen, dass der Mensch von Natur gut und glücklich sei, die „Umstände“ ihn nur verderben. Im Gegenteil, was irgend den Menschen über das Tier erhebt, das haben die sozialen Beziehungen aus ihm gemacht. Freilich können sie ihn verderben und verderben ihn tatsächlich vielfach. Besonders, dass die Gesellschaft die Verbrechen grösstenteils selbst hervorruft, die sie dann zu verfolgen genötigt ist, hat Pestalozzi oft und mit wahren soziologischen Scharfblick entwickelt und bewiesen. Überall aber dringt er über die Klagen und Anklagen hinaus zur tieferen Erforschung der Ursachen; denn „nur Betrüger und Betrogene berühren die Ursachen nicht, wenn von den Wirkungen die Rede ist.“ In allen Ständen wird gesündigt, nicht durch eine Konspiration (wie er einmal gut sagt) oder durch einen besonderen, dem einen oder andern Stand anklebenden Naturfehler, sondern infolge der Umstände, die, so lange sie da sind, freilich mit Naturnotwendigkeit fördernd oder verderbend wirken, die man aber zu ändern sehr wohl in der Hand hat. Ganz kurz und scharf spricht er es aus in dem nicht genug zu beherzigenden Wort seiner „Nachforschungen“: „So viel sah ich bald: Die Umstände machen den Menschen; aber ich sah ebenso bald: Der Mensch macht die Umstände; er hat eine Kraft in sich selbst, selbige vielfältig nach seinem Willen zu lenken. So wie er dieses tut, nimmt er selbst Anteil an der Bildung seiner selbst und an dem Einflusse der Umstände, die auf ihn wirken.“

Wie gegen die Meinung von der ursprünglichen Güte der Menschenatur, verwahrt er sich auch gegen die „Träume von einer idealischen Gleichheit“ unter den Menschen. Zwar daran hat er immer festgehalten, dass in seinem Wesen der Mensch in allen Lagen — „auf dem Trone und im Schatten des Laubdachs“ — sich gleich ist. Aber in dem Grade der Kraft sind grosse Ungleichheiten, und aus diesen folgen zwingend die Ungleichheiten der Lage. Sie sind sogar das Hauptmittel der Entfaltung der Kultur und insofern nicht zu schelten, wenn man nicht, mit Rousseau, die Kultur selbst wieder rückgängig machen will wegen des vielen Bösen, dass sie mit sich bringt. Aber freilich kann die Ungleichheit

sich steigern zu einem erdrückenden Übergewicht des einen Teils über den andern, bis zu gänzlicher Versklavung des einen Teils und frevelndem Herrenübermut des andern. So sehr dagegen Pestalozzi mit der ganzen Wucht seiner Überzeugung, mit der ganzen Glut seiner Beredsamkeit eifert; so bestimmt und unverwirrt er das relative Recht und die innere, sozusagen mechanische Notwendigkeit der Revolution erkennt; so nachdrücklich er wirtschaftliche Unabhängigkeit, nicht bloss rechtliche Gleichstellung als Bedingung einer wahrhaft menschlichen Bildung fordert — niemals doch hat er einer Nivellirung aller sozialen Abstufungen das Wort geredet; nie hat er verkannt, dass in jeder gesellschaftlichen Ordnung es notwendig Führende und Geführte gibt, dass der Vorzug der Bildung wie der sozialen Machtstellung, wofern er wirklich auf die Führung derer, die des Führers bedürfen, gegründet ist, ebenso gut zu Recht besteht wie die Gewalt der Eltern über das Kind.

Vor allem, er hat stets gewusst, dass es etwas sehr Verschiedenes ist, Träumen darüber nachhängen, wie es anders sein könnte, und Hand anlegen und etwas wirken in der gegebenen Lage, wie sie nun ist und so lange sie so ist. Und da nun hat er, man möchte sagen, mit List, wenn es nicht richtiger wäre zu sagen, in einem Heldentum edelster Art, Not und Elend selbst, an denen es in seiner nächsten Umgebung, in seinem eigenen Hause nicht mangelte, zu Bundesgenossen aufgerufen im Kampf wider das sittliche Verderben, in dem er die wahre Wurzel alles äusseren, wirtschaftlichen und rechtlichen Elends erkannte. Das vielseitige physische und sittliche Elend des gesellschaftlichen Zustandes, wie er ist und aus klar erkennbarer Notwendigkeit geworden ist, ist sittlich nur zu ertragen, wenn man diesen Zustand ansehen darf als einen Stand der Lehre, der dereinst müsse überwunden werden zu gunsten einer edleren, menschlicheren Verfassung der Gemeinschaft. Die Not selbst aber wird zum Lehrmeister, indem sie Kopf und Hände zu brauchen und dadurch, wengleich einseitig, zu entwickeln zwingt; indem sie „keine Komplimente mit unsern Fehlern macht“. Das vor allem ist der Segen der Arbeit, deren erziehende Kräfte er eben darum für die Klassen, die auf Händewerk durch ihre soziale Lage einmal angewiesen sind, auch in vollem Masse heranzuziehen für notwendig erkennt. Das ist zuvor schon berührt worden und es braucht daran nur zurückerinnert, es braucht auch das Missverständnis nicht nochmals zurückgewiesen zu werden, als ob also Pestalozzi die Not verewigen wolle, damit sie nur immer diese erziehende Wirkung übe. Die Not kann freilich den Menschen auch verderben: „Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch.“ Das spricht er ebenso bestimmt aus wie das andere, dass der

Schweiss der Lernzeit und der „Drang bildender Umstände“ dem Menschen not, dass die „Dornen und Disteln, die der Herr des Himmels zur Übung unsrer Kräfte auf Erden wachsen lässt, von jeher das gewesen sind, was den Menschen am besten lehrte, Gott erkennen“, d. h. dem sittlichen Endzweck nachtrachten. Deswegen ist Arbeit die erste erziehende Kraft, die, wie er früh schon und dann immer wieder ausspricht, in Hinsicht der intellektuellen wie sittlichen Ausbildung durch nichts anderes zu ersetzen ist. Strenge Aufmerksamkeit auf das Nächste, genaue Beobachtung und selbstlose Unterordnung unter die Notwendigkeiten der Sache wird daran, und ursprünglich nur daran gelernt. Man muss vor allem den bestimmten einzelnen Gegenstand genau ins Auge fassen und sich ganz in ihn hineinarbeiten, ehe man zu allgemeinen Regeln aufsteigt; sonst führen die allgemeinen Regeln den Menschen von dem echten Wahrheitssinn und von allem Fundament echter philosophischer (d. i. theoretischer) Kenntnis vielmehr ab.

Die eigentliche Stätte dieser, sagen wir, unmittelbaren Arbeit, und damit einer ebenso unmittelbaren, also elementaren und fundamentalen Bildung ist das Haus, die Familie. Vater und Mutter sind im allgemeinen die einzigen Erzieher der Menschheit und sollen es sein. Die Umstände des Hauslebens selbst — es ist immer zunächst an die einfache Lage des arbeitenden Volks gedacht — nötigen sie zu dieser Erziehungstätigkeit, schon um ihr Kind in den engen, übersichtlichen Organismus des häuslichen Arbeitslebens als an seiner Stelle nützliches Glied einzustellen und es nicht müssig und dann notwendig störend nebenhergehen zu lassen. Davon ist Pestalozzi ganz durchdrungen, dass diese Bildung zur „häuslichen Weisheit“ durch keine, „wissenschaftliche Führung“ zu ersetzen, dass sie in der Bildung sein muss, was der Stamm am Baum: „Auf ihn müssen alle Zweige menschlicher Kenntnisse, Wissenschaften und Lebensbestimmungen wie aufgepfropft und eingepfropft werden. Aber wo der Stamm selbst serbt und schwach ist, da sterben die eingepfropften Reiser und die eingepfropften Schosse verwelken.“ — Noch richtiger vielleicht hätte er nicht von eingepfropften Reisern gesprochen, sondern von solchen, die aus dem Stamme, obwohl unter der sorglichen Pflege des Gärtners, hervorsprossen; so wie er in einer anfangs schon mitgeteilten Stelle das innere Wachstum der Bildung dem Wachstum des Baumes vom Keim bis zum letzten Blatt verglich.

Ganz genial ist es aber, wie von hier aus sich ihm die Einsicht eröffnet in den organischen Stufengang der Gemeinschaftsformen selbst. Man hat bei Pestalozzi die deutliche Beschreibung des Stufenganges der sittlichen Bildung, parallel dem der intel-

lektuellen, vermissen wollen. Hier enthüllt sich klar wenigstens die Richtung, in der ein solcher Stufengang sich, seiner Grundidee streng entsprechend, aufbauen liess. Die Familie ist die Grundform der Gemeinschaft; die in ihr sich notwendig entwickelnden, sittlichen Beziehungen sind die Elementarformen sittlicher Beziehungen unter Menschen überhaupt. Der bürgerliche Verein ist nur gleichsam eine Familie von Familien, nur die natürliche Erweiterung jener Grundform eines Vereins unter Menschen; er stellt dar eine Arbeitsgemeinschaft nur auf höherer Stufe, und damit zugleich eine Bildungsgemeinschaft in entsprechender Erhöhung. Und über dieser baut sich als höchste Form der Gemeinschaft die ideelle Gemeinschaft des Menschengeschlechts auf, in der wir alle Brüder eines Vaters sind. So hat er die Stufen der Gemeinschaft schon in der „Abendstunde“ entworfen; er hat sie ganz im gleichen Sinne 24 Jahre später in den „Ansichten und Erfahrungen die Idee der Elementarbildung betreffend“ ausgeführt, von der unmittelbarsten Gemeinschaft des Hauses bis zu der „grösseren Familie, deren Allvater Gott ist“, so dass „immer die ausgebildete Weisheit und Kraft der näheren Beziehung Quelle der Weisheit und Kraft des Menschen für die entfernteren Beziehungen ist. Vatersinn bildet Regenten, Brudersinn Bürger; beide erzeugen Ordnung im Hause und im Staat. Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reinen Naturbildung der Menschheit. Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staates!“

Die heutige Philosophie des sozialen Lebens formuliert den Stufengang etwas anders. In Wirtschaft, Recht, Sittlichkeit glaubt sie die Willensformen der Gemeinschaft, in ihren natürlichen, gesetzmässig notwendigen Entwicklungsstadien, zu begreifen. Aber bei genauem Zusehen erkennt man dasselbe auch bei Pestalozzi wieder. Besonders in den „Nachforschungen“ kommt er dieser konkreteren, den unmittelbaren Tatbestand direkter ausdrückenden Fassung wenigstens sehr nahe. Und schon einige Jahre früher, in der zweiten Bearbeitung von „Lienhard und Gertrud“ findet sich diese Ansicht angedeutet. Ganz folgerecht stellt er dort als die drei Grundkräfte des Gemeinschaftslebens auf: erstens „Erziehung“, hier im engeren Sinne der unmittelbaren Erziehung des Individuums, die ihren Sitz im Hause hat; zweitens Justiz, als „allgemeine Sicherstellung der gesellschaftlichen Vereinigungsvorteile für Obere und Untere“; drittens Religion, ohne welche drei zusammenwirkenden Faktoren in keiner gesellschaftlichen Verbindung eine „wahre Vereinigung des Willens und der Kräfte Platz habe“, welche darum die notwendigen drei Faktoren einer „höheren Polizei“ (d. h. Politik) seien. Wir sehen, diese höhere Politik ist zugleich eine höhere Pädag-

gogik, es ist genau, was wir die soziale Pädagogik nennen, und zwar in ihren notwendigen drei Stufen: erstens der unmittelbaren Gemeinschaft des „Oikos“, des Hauses, in welchem, zufolge des von Pestalozzi tief erkannten Zusammenhangs der unmittelbaren Form der Gemeinschaft mit der unmittelbaren Form der Arbeit und der unmittelbaren Form der individuellen Erziehung, die wirtschaftliche (ökonomische) Funktion der Gemeinschaft überhaupt, die direkte Regelung der Arbeit und des Genusses des Arbeitsertrags ihr echtes Fundament hat und behalten muss; zweitens der schon mittelbaren, aber noch in den bestimmten Schranken des äusseren Gesetzes eingeschlossenen Gemeinschaftsform des bürgerlichen Vereins, und drittens der bloss ideellen, in keinem äusseren Gesetz mehr zu fassenden, desto sicherer und innerlicher aber in dem letzten Grundstreben des Menschen zur Einheit seines Wollens wurzelnden Gemeinschaft, die wir die sittliche nennen, die in keine Grenzpfähle eingeschränkt ist, die keinen engeren Horizont als den der Menschheit sich gefallen lässt.

Wie eben aus diesem Standpunkt der tiefste Sinn der Religion sich ihm erschliesst, das darf nur noch kurz angedeutet werden. Ich bringe Ihnen nur das gewiss wohlbekanntes Wort in Erinnerung: „Der Mensch kennt Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selbst kennt, und ehret Gott nur, insofern er den Menschen, das ist, sich selbst ehrt. Daher kann auch ein Mensch den andern nicht durch Bilder und Worte, sondern allein durch sein Tun zum Dienst des Unsichtbaren erheben. Es ist vergebens, dass Du zum Armen sagst, es ist ein Gott, wenn Du für ihn kein Mensch bist, und zum Waislein: Du hast einen Vater im Himmel. Nur wenn Du machst, dass der Arme vor dir wie ein Mensch leben kann, nur wenn Du das Waislein erziehst, dass es ist, als wenn es einen Vater hätte, nur insoweit zeigst Du ihm Gott und einen Vater im Himmel“. — Und dasselbe gilt von der Staatskunst und Gesetzgebung: nur „soweit sie Ursach und Mittel ist, dass der Arme im Land wie ein Mensch leben kann, dass das Waislein erzogen wird, wie wenn es einen Vater hätte, und der Untertan seines Lebens und seines Eigentums und seines Rechts ebenso froh wird, als die, die in der bürgerlichen Stufenfolge höher stehen als er“, nur soweit hilft sie an ihrem Teil zur Gotteserkenntnis. Tut sie aber das Gegenteil, so „entreisst und raubt sie dem Menschen auch Gott, wie immer ein Mensch dem andern Gott zu rauben vermag“.

So musste wohl der Mann folgern, der auch das unvergessliche Wort gesprochen hat: „Das Göttlichste ist dem Menschen nur darum göttlich, weil es ihm das Menschlichste ist, das er

sich zu denken vermag. Warum sollte ich also Jesus Christus nicht mit seinem Bruder, dem edlen Armen vergleichen und es aussprechen dürfen: Wie er dadurch ein treuer Hohepriester worden vor Gott, zu versöhnen die Sünde des Volkes, weil er den Menschen, seinen Brüdern, in allen Dingen gleich und allenthalben versucht worden wie sie, damit er barmherzig würde und Mitleiden haben könnte mit seinen Schwachheiten, also sind die edelsten unter den Armen bestimmt dadurch die einzigen, unersetzlichen Vermittler, die unablässlichen Bedingnisse einer besseren Volkserziehung, weil auch sie den übrigen Armen, ihren Brüdern, in allen Dingen gleich und dem Verderben und der Not ihrer Lage allenthalben, wie sie, ausgesetzt, dadurch zu einer tiefen, richtigen Kenntnis, zu einer mitleidvollen Teilnahme an ihrer Lage, und zu einer schonenden, von aller Härte und Lieblosigkeit freien Beurteilung und Behandlung ihrer Schwachheit gelangen müssen“.

Sie verstehen, weshalb ich mit diesem Wort schliesse. Es ist die getreueste Selbstzeichnung Pestalozzis; es ist wie in einer Nusschale zusammengefasst das Ganze, was er gewollt, und wie er dazu kam es zu wollen. Es ist zugleich, man möchte sagen, die Anschauungsgrundlage zu seiner grossen allgemeinen Lehre von dem rein und nur menschlichen Sinn der Religion, in welchem menschlichen Sinne sie so wahr die letzte, innerste Kraft der Erziehung ist, als Sittlichkeit, das ist Menschlichkeit gegen Menschen, das letzte Motiv ist, das überhaupt die Aufgabe der Erziehung ursprünglich gestellt hat und alle Erforschung ihrer Wege und Mittel leiten muss.

Und so sei er uns nicht bloss ein grosser Erzieher vergangener Tage, an den wir uns alle 365 Tage erinnern und uns freuen, dass er gelebt hat, sondern er sei uns eine Erziehung für und für, er lebe uns für und für mit seinem Geist und Herzen, und erfülle auch uns mit so viel von seiner Kraft der Liebe, der Erkenntnis und der treuen Tat, als nur unser Herz und Geist in sich aufzunehmen und unsere Hände zu vollbringen vermögen!

